Der Diakonissen-Freund.

Monatsheft des Diakonissenmutterhauses in Philadelphia.

26. Jahrgang. April 1915. No. 4.

Simon Jona, hast du mich lieb? (Joh. 21, 16.)

Diese Frage dringt ins Herz, denn auf die Herzensstellung kommt es vor allem an in Jesu Dienst. Die herrlichen Eigenschaften, die den Petrus vor andern Jüngern auszeichnen, werden eine gesegnete Wirksamkeit nur hindern und seiner eigenen Seele schaden, wenn nicht aufrichtige Liebe zu Jesu ihn treibt und sein Tun durchdringt. Noch am Abend jener unvergeßlichen Nacht hat er sich über die andern erhoben im Vollgefühl eigener Kraft, hat ihre Furcht und Flucht für möglich gehalten, seinen eigenen Fall jedoch als undenkbar hingestellt. Dann ists aber so anders gekommen und er hat dreimal, ja mit Eidschwur, seinen Herrn verleugnet. Wie bitterlich hat er das beweint, aber die Bußtränen haben ihm die Augen geöffnet, daß er seine bis dahin verborgene Sünde des Eigendünkels und Eigenwillens eingesehen und seine Ohnmacht und völlige Abhängigkeit vom Herrn klar erkannt hat. Nun ist er klein geworden und da Jesus, der Auferstandene, ihm in Gegenwart der andern Apostel die Vergebung und das Amt bestätigen will, wiederholt er dreimal die Grundforderung — Liebe, demütige, lautere, selbstlose, starke Liebe zu Jesu. Das ist zugleich das Einfachste und das Größeste, das er fordern kann. Lieben kann ja das Kind. Das Beste am Dienst selbst des hochgebildeten Paulus ist seine Liebe zu Jesu, seine rückhaltlose, dankbare und freudige Selbsthingabe an ihn. Nicht das hohe Maß der Arbeit oder des Opfers, sondern solche Liebe entscheidet und bringt in die rechte Stellung zu Jesu und zu seinem Dienst. Zum Weiden der Lämmer Jesu ist nur der geschickt, der den einzigen guten Hirten von ganzer Seele lieb hat. Fehlt ihm diese Liebe, so fehlt seiner Arbeit der Wert für die Ewigkeit; die zeitlichen Erfolge der Arbeit sind Täuschungen. Diese Liebe zu Jesu bewirkt aber auch die rechte Stellung zu allen Mitarbeitern. Unter Jesu Jüngern hätte nach Petri Fall leicht ein Riß entstehen können, denn wer hätte es dem andern verargen wollen, nicht mehr der Führung dessen zu folgen, der sich erst selbstbewußt über die andern erhoben und dann doch schmählich den Herrn verleugnet hatte? Doch Jesus, der in jener letzten Nacht in seiner hohenpriesterlichen Fürbitte so inbrünstig gefleht, daß sie eins seien, beugt jeder Spaltung vor, indem er mit Petrus zugleich auch die anderen zurückführt auf die Grundbedingung des Dienstes — Liebe zu ihm, ihrem Herrn. Fehlt diese, so fehlt auch die Eintracht untereinander, die ganze Herde leidet und des Herrn Werk wird gehindert. Laßt daher uns, die wir Ostern gefeiert haben, ernstlich uns prüfen und in der Kraft des Heiligen Geistes ringen bis wir aufrichtig mit Petrus bekennen können: „Herr, Du weißt alle Dinge, Du weißt, daß ich Dich lieb habe!"

Kriegserfahrungen des Evangelischen Kinderheims in Stanislau, Galizien.

„Belgien!" Das ist für viele Amerikaner geradezu der Inbegriff geworden für allen Heldenmut und alles Kriegselend, so daß man hier nach dem Bericht vom 15. März schon $1,712,943.90 an Geld und Geldeswert zur Linderung der dortigen Not in unserem Lande zusammengebracht hat. Und doch haben die Belgier im Vergleich mit anderen das Kriegsglück, ihr Land besetzt zu sehen von einem gerechten, wenn auch strengen Feinde, der nichts raubt, noch mutwillig zerstört, sondern vielmehr wieder aufbaut, organisiert und die Zivilisten schützt. Wie viel trauriger ist es um die Gebiete bestellt, die von den Russen überflutet wurden — Ostpreußen und Galizien! Doch dafür haben unsere ganz unter dem Einfluß der hiesigen zum größten Teil von britischen Interessen abhängigen Presse stehenden Mitbürger kaum Verständnis, wenn sie überhaupt schon daran gedacht haben, daß die echten Russen eben doch nicht die Bannerträger christlicher Zivilisation sind. Sie haben, wie uns brieflich mitgeteilt wurde, alle Greuel des dreißigjährigen Krieges wiederholt; doch werden auch als rühmenswerte Ausnahmen russische Offiziere genannt — gewiß Deutschrussen — die alles aufboten, ihre Mannschaften in Zucht zu halten. Nicht sowohl interessant als herzbewegend sind diese Berichte, die aus Ostpreußen und Galizien kommen. Folgende Mitteilungen werden gewiß die Herzen für die Notleidenden erwärmen und Verständnis erwecken für deren Elend und für unsere Liebespflicht.

Ehe wir jedoch übergehen zu den Kriegserfahrungen des genannten Kinderheims, wie sie der Leiter der Anstalt, D. Th. Zöckler, Sohn des bekannten Greifswalder Professors, in seinem Jahresbericht schildert, schicken wir zur näheren Orientierung einige geschichtliche Angaben voraus.

Deutsche gab es in Galizien bereits im frühen Mittelalter, von polnischen Königen in das damals durch die Tartareneinfälle furchtbar verwüstete Land gerufen, um Handel, Handwerk und Landwirtschaft zu fördern. Diese sind sämtlich im polnischen Volkskörper aufgegangen. Als in 1722 Galizien an Oesterreich kam, rief Kaiser Joseph II., der den Evangelischen seines Reiches Duldung gewährte, Deutsche aus Süd-Deutschland, um den wirtschaftlichen Verhältnissen des Landes aufzuhelfen. Die meisten dieser Kolonisten waren evangelisch, denen die Regierung hilfreich entgegenkam. Nach dem leider sehr frühen Tode Kaiser Josephs blieben sie jedoch sich selbst überlassen. Sie haben aber während dieser ganzen schweren Zeit ihre Muttersprache und ihren evangelischen Glauben treu bewahrt und zählen heute, einschließlich der römischkatholischen Deutschen, etwa 40,000. Mit großen Opfern haben sie sich evangelische Kirchen und Schulen erbaut und erhalten, darin seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts auch von Evangelischen in Deutschland und der Schweiz unterstützt. Besonders in den letzten zwei Jahrzehnten, da auch Theo-

logen aus Deutschland in den Dienst der dortigen Gemeinden traten, hat die evangelische Kirche in Galizien eine erfreuliche Entwickelung erfahren, für die das seit 1903 monatlich erscheinende „Evangelische Gemeindeblatt für Galizien und die Bukowina" ein wichtiges Einheitsband bildete. Im Jahre 1896 ist in Stanislau oben erwähnte evangelische Waisenanstalt gegründet worden, die vor Ausbruch des Krieges etwa 250 evangelische Kinder aus Galizien und der Bukowina beherbergte. In Verbindung damit ist auch eine große siebenklassige Volksschule entstanden und im Jahre 1913 auch das Diakonissenhaus „Sarepta" für die Evangelischen der Karpathenlande. Das Anstaltswesen zählte bei dem Ausbruch des Krieges neun Wohngebäude mit Hof- und Spielplatz, zwei Wirtschaftsgebäude mit Hof und Stallungen, zwei Zinshäuser und 43 Joch Feld.

Nachdem der Jahresbericht über mancherlei Schwierigkeiten und gnädige Durchhilfe Gottes zum Anfang des Anstaltsjahres (1. Sept. 1913) berichtet und dann das durch verhetzte Polen am 1. Juli mit Steinen verübte Bombardement dieser deutschen Anstaltsgebäude, wobei alle Bewohner Gottes wunderbaren Schutz erfahren durften, geschildert hat, kommt er auf die Kriegserfahrungen und schreibt wie folgt:

„Und dann kam plötzlich

der Krieg!

Lange hatte er ja schon in der Luft gelegen. Und doch war es uns wie ein Traum, als sich eines Tages die Mauern alle mit den großen Plakaten bedeckten, welche die Mobilmachung ankündigten und den Landsturm einriefen. Dann kamen diese Tage, diese unvergeßlichen Tage, in denen Tausende und Abertausende von Reservisten, Rekruten, Landsturmleuten in die Stadt einrückten, und fast wie ein Heuschreckenschwarm sich über dieselbe niederließen. Alle öffentlichen Gebäude, Schulen, Anstalten wurden mit Einquartierung belegt. In unserer evangelischen Schule wurden 800 Mann untergebracht, und eines Abends erschienen auf unserem Kinderheimshof 500 Mann und die Offiziere erkärten: „Wir können Ihnen nicht helfen, Sie müssen hier auch noch in den Anstalten 500 Mann unterbringen!" Es war schwer genug, aber wir haben es doch möglich gemacht! Wer hätte nicht in diesen Tagen dem Vaterland, der gerechten Sache des verbündeten Oesterreich und Deutschland, mit Aufbietung seiner letzten Kraft gedient! Wir haben wieder unser Mädchenhaus „Bethanien" ausgeräumt und alle Mädchen in „Bethlehem" untergebracht. Unsere Knaben mußten ihren großen Schlafraum und bald auch noch den Speisesaal räumen und in unserem Jubiläumshause wurden gleichfalls alle verfügbaren Räume freigemacht. Welch ein Bild bot jetzt das friedliche Kinderheim dar! Welch ein Leben herrschte auf unserem Hof! Es ging manchmal hart her — als in den ersten Tagen noch immer mehr Einquartierung kam, so daß auch die Kanzleiräume, die Korridore und jedes Winkelchen belegt waren, als dann die Requisition begann, man uns von unseren sechs Paar Pferden fünf Paar wegnahm, als auch unsere Kühe zum Teil uns weggenom-

men werden sollten, da gab es wohl Stunden, wo es uns Angst werden wollte. Aber wir haben mit unseren lieben Soldaten doch auf bestem Fuße gestanden. Und als wir Kaisers Geburtstag am 18. August feierten, da wetteiferten unsere Soldaten und wir zur Ehre des greisen geliebten Monarchen und des Vaterlandes, zu illuminieren, zu singen, zu feiern! An diesem denkwürdigen 18. August strahlte über unserer deutschen Kolonie noch einmal leuchtend heiterer Sonnenschein. Da zogen wir hinaus nach feierlichem Gottesdienst ins Freie, vorbei an unserem schönen „Sarepta" und legten den Grundstein zu unserer Franz Ferdinand-Gedächtnishalle, die nun zunächst als Lazarett für Verwundete und kranke Krieger dienen sollte. Es war fast unglaublich, wie rasch die Gelder für dieses Werk zusammenflossen, aus Stanislau selbst in kurzem fast 4000 Kronen und viele andere beträchtliche Gaben von fern und nah.

Und welch

eine gesegnete schöne Arbeit

durfte unser S a r e p t a in diesem ersten Kriegsmonat leisten! Von allen Seiten kamen liebe junge Mädchen, um sich als Hilfsschwestern für den Dienst an Kranken und Verwundeten ausbilden zu lassen. Als dann die ersten Verwundeten kamen, da haben wir wacker geholfen. Es waren große Tage, diese letzten Tage des August in Stanislau, für unsere evangelische Gemeinde und für die Arbeit der inneren Mission. Zehn Bielitzer Schwestern aus dem dortigen Diakonissenhaus kamen an und wurden in den städtischen Militärspitälern in die Arbeit gestellt; bald mußten wir ihnen noch mehrere Schwestern an die Seite stellen. Und dann füllte sich Sarepta mit Verwundeten, und es war nur eine Stimme des Lobes über die prächtige Einrichtung und die gute Pflege, die die Verwundeten in unserem Hause hatten.

Auch auf dem Bahnhof hatten wir ständig unsere Arbeiter und Arbeiterinnen zum Abholen der Verwundeten, zur Hilfe bei der Pflege der Durchfahrenden, zur Erquickung der Ermüdeten.

Und jeden Morgen und Abend war unser Kirchlein dicht gefüllt. Wenn wir schon immer einen guten Kirchenbesuch in Stanislau hatten, so war er doch nie, wie jetzt bei diesen Kriegsandachten, die jeden Morgen um 7 Uhr und jeden Abend um 8 Uhr gehalten wurden. Wie viele Soldaten, wie viele Reservisten und Landsturmleute sind in diesen Tagen bei uns zum Tische des Herrn getreten!

Es war eine Zeit gewaltiger Arbeit, aber auch froher Hoffnung, freudiger Begeisterung für den Dienst des Reiches Gottes und des Vaterlandes.

Aber dann, als sich der August seinem Ende zuneigte, stiegen

die düsteren Wolken

auf. Anfangs glaubten wir, sie würden sich bald wieder verziehen. Aber dann kam der verhängnisvolle Morgen, den ich nie vergessen werde. Ich stand in früher Morgenstunde an meinem Fenster und blickte auf die Straße hinaus, auf der sonst unaufhörlich Truppen,

Munitionswagen, Trainkolonnen vorbeizupassieren pflegten. Heute bot sich plötzlich ein ungewohntes Bild dar. Ein Wagen, hochbeladen mit Hausgerät, darüber Betten und oben darauf eine blasse Frau mit fliegenden Haaren, ein kleines Kind auf dem Arm; andere Kinder im jämmerlichsten Zustande daneben und an der Seite neben dem Wagen ein Greis mit weißem Haar, ein Bündel schleppend — und hinter diesem Wagen ein zweiter, ein anderer und noch einer, ja schließlich eine ganze Kolonne. Was war das? Ich eile auf die Straße, ich frage nach: „Flüchtlinge!" Bald verbreitet es sich wie ein Lauffeuer durch die Stadt: „Czortkow ist gefallen, die Russen rücken unaufhaltsam vor!" Bald merkten wir es auch an den Mengen der eintreffenden Verwundeten, daß furchtbare Schlachten geschlagen waren. Von unseren Verwundeten erfuhren wir es auch, daß unsere österreichischen Truppen wie die Löwen kämpften, aber der ungeheuren Uebermacht der Russen gegenüber, die ihre Hauptkraft auf Ostgalizien geworfen hatten, nicht standzuhalten vermochten. Nun kamen bange schwere Tage. Hiobsposten wechselten mit Siegesnachrichten. Bald aber hörte der Postverkehr auf; es gab keine Zeitungen, keine Telegramme mehr; ein böses Zeichen! Unser „Sarepta" füllte sich mit Verwundeten. Auf den Bahnhöfen war eine Riesenarbeit zu leisten, Tag und Nacht, um die müden, überanstrengten Krieger, die in immer neuen, endlosen Zügen vorbeifuhren, ein wenig zu erquicken, die Verwundeten ein und auszuladen oder in die Lazarette zu führen. Und bei dem allen arbeiteten wir unverdrossen am Bau unseres Franz Ferdinand-Hauses. Jeden Tag zog die Schar meiner jungen Leute, der „Bund vom Grünen Kreuz", hinaus auf den Bauplatz, um zu graben, um Sand, Holz und Steine herbeizuführen, den Handwerkern zu helfen und alle Kräfte daran u setzen, damit das Werk in ein paar Wochen fertig stünde. Dann kam der schreckliche Tag, wo wir zuerst den Donner der Kanonen hörten und die Kunde unsere Stadt durchflog: „Die Russen stehen am Dnjestr, nur noch drei Stunden von Stanislau entfernt." Gleichzeitig wurde mir gemeldet, daß unsere Behörden und Aemter sich zur Abfahrt rüsteten und auch zahlreiche meiner Gemeindeglieder verließen die Stadt. Unser Oberstabsarzt telephonierte mir, ich sollte die Schwestern und Verwundeten im Lazarett darauf vorbereiten, daß vielleicht schon in den nächsten Stunden alle nach Ungarn abtransportiert würden.

Die Flucht des Kinderheims.

Nun war es kein Zweifel mehr, wir mußten auch unsere Entschließung fassen. Ich rief meine Mitarbeiter zusammen. Es gab zwar auch bedenkliche Stimmen, die es für unmöglich hielten, mit der ganzen Anstaltsgemeinde, mit den vielen kranken und schwachen und kleinen Kindern zu flüchten. Aber als ich darauf aufmerksam gemacht wurde, daß die unmittelbar neben unseren Anstaltsgebäuden befindlichen militärischen Magazine wahrscheinlich im letzten Augenblick, bevor die österreichischen Truppen die Stadt verlassen, in die Luft fliegen würden, da gab es keinen Zweifel, kein Schwanken mehr. Wir waren verantwortlich für unsere Pfleglinge, für diese Kinder, die ja,

um für ihren väterlichen Glauben und ihr Volkstum gerettet zu werden, unserer Obhut anvertraut waren. Noch einmal gingen wir in unser liebes Kirchlein, in dem wir in der Kriegszeit alle Morgen und Abend oft so herrliche Stunden der Gemeinschaft verlebt hatten. Unter großem Weinen und Schluchzen fand die letzte Andacht statt. Der Gesang wollte nicht mehr recht gehen. Die Erwachsenen gingen fast alle zum heiligen Abendmahl. Dann wurde die ganze Nacht gepackt und vorbereitet. Ich ließ unsere vier großen Wirtschaftswagen mit dem Notwendigsten an Betten, Vorräten und Gepäck beladen und ordnete an, daß diese versuchen sollten, auf der Fährstraße ebenfalls nach Stryj zu gelangen. Dann erhielt jedes Kind ein Bündelchen zu tragen und am 1. September um 6 Uhr früh bei strömendem Regen setzte sich die traurige Schar zum Bahnhof in Bewegung. Zwei große Lastzugslokomotiven mit über 40 Wagen bildeten den Zug, der auch uns aufnehmen sollte. Da spielten sich Szenen beim Einsteigen ab, die wohl mit denen zu vergleichen sind, wenn von einem sinkenden Schiff die Menschen in die Rettungsboote drängen. Auch in die fünf Wagen, welche für uns bestellt waren, drängten sich noch eine Menge anderer Personen, so daß zuletzt eine entsetzliche Ueberfüllung herrschte. Dabei will ich noch bemerken, daß es nicht Wagen 3., auch nicht 4. Klasse, sondern jene bekannte Sorte mit der Aufschrift „40 Mann oder 6 Pferde" waren, ohne Fenster, ohne Beleuchtung, nur mit einigen rohen Holzbänken, die eher hinderten als nützten. Doch unser Trost war, daß die Fahrt nach Stryj ja nur 3½ Stunden dauern und wir dann in eine Gegend kommen würden, wo wir vor dem Feinde sicher wären. In Stryj hofften wir die weiteren Ereignisse abzuwarten und wenigstens einen Teil unserer Kinder in den um Stryj herum gelegenen deutschen Kolonien bei befreundeten Familien unterbringen zu können. Aber es kam anders.

(Fortsetzung folgt.)

Einkleidung.

Am Mittwochabend der Karwoche war es uns durch Gottes Gnade vergönnt, sechs Jungfrauen, die letzten Herbst bei uns als Diakonissenschülerinnen eingetreten waren, als Probeschwestern einzukleiden, nämlich Frl. Edna M. Bradley von der Davids-Gemeinde in Canal Winchester, Ohio, P. Fred O. Schuh; Frl. Caroline E. Ewald von der Martin Luther Gemeinde in Toledo, Ohio, P. W. Brenner; Frl. Katharine Haberland von der Trinitatis Gemeinde in West Hazelton, Pa., P. W. H. Kline; Frl. E. Elisabeth Heibeck von der Holy Communion Gemeinde in Philadelphia, P. Dr. Ernst Pfatteicher; Frl. Rena V. Keiper von der St. Paulus Gemeinde in White Haven, P. W. M. Geiger und Frl. Lydia Müller von der Zions Gemeinde in Easton, Maryland, P. E. Freudenmund. Nur diese letzte ist aus einer deutschen Gemeinde, die anderen fünf sind aus englischen. Infolgedessen mußte der Kursus wieder in englischer Sprache gegeben werden, doch wird besonderer Unterricht in deutscher Sprache

erteilt und von den meisten jungen Schwestern im Laufe der Zeit genügend Deutsch gelernt, um sich im Umgang helfen und an den deutschen Gottesdiensten mit Segen teilnehmen zu können. Der schlichten Feier wohnten auch mehrere Glieder des Verwaltungsrats bei. Die Ansprache gründete sich auf Matth. 16, 24 und wies hin auf das Kreuz als Todeszeichen für den alten Menschen, als Lebenszeichen für den neuen Menschen und als Siegeszeichen für die Kirche und ihr Werk. Christus, der Herr, dessen Dienst sich auch diese jungen Schwestern geweiht haben, wolle sie recht tüchtig und treu machen und zu reichem Segen setzen!

Zur Anstaltschronik.

Unsere Schwestern haben Mars, Pa., wo sie das St. Johannes Alten- und Waisenheim seit dessen Gründung geführt hatten, am Donnerstag morgen, den 8. April, verlassen, da wir, wie schon im vorigen Monat unseren Lesern mitgeteilt wurde, diese Anstalt als Station aufgegeben haben. Die leitende Schwester, Schw. Friederike Ostermann, kehrte mit Schw. Martha Frey, ihrer langjährigen, treuen Gehilfin, und mit der erst kürzlich zur Aushilfe hingesandten Probeschwester Marie Preuß direkt ins Mutterhaus zurück, wogegen Schw. Mary Cassel nach Erie, Pa., reiste, um im dortigen Altenheim den zweiten Posten unter Schw. Frieda Bröcker zu übernehmen. Sie alle bezeugen, wie schwer die letzten Tage waren, die mit einer herzbeweglichen Abschiedsfeier in der Anstaltskapelle am Mittwochabend ihren Höhepunkt erreichten. Der Präsident der Anstalt, Herr P. C. B. Sheatsley von Pittsburgh, hielt de Hauptrede, aber auch die Pastoren E. F. A. Dittmer von Carnegie, Pa. und F. H. Meyer von Zelienople, Pa., Glieder des Verwaltungsrats, und der Ortspastor E. Spöhr, richteten ebenso herzliche Worte an die scheidenden Schwestern, deren Umsicht, Einsicht und Hingabe wesentlich zur Entwicklung der Anstalt beigetragen haben. Besonders ernst wurden alle Anwesenden schon dadurch gestimmt, daß die Leichname von zwei Insassen des Altenheims eben in der Kapelle aufgebahrt waren. Daß allen Anwesenden, vor allem aber den Kindern und den Alten, die aus eigener Erfahrung wußten, was das Heim an den Schwestern hatte, das Herz schwer war, bedarf kaum der Erwähnung. Die Schwestern möchten solche Stunden nicht nochmals durchmachen. Möge Jesu Verheißung ihnen allen zum Trost gereichen und sich an ihnen erfüllen: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende". Gottes Segen walte über sie wie über uns!

Schw. Henriette Hertz, deren Gesundheit schon lange unter scheinbar chronischer Blinddarmentzündung litt, kam am 6. April von Erie, Pa., im Mutterhause an und unterzog sich am 8. April einer sehr schwierigen und gefährlichen Operation. Durch Gottes Gnade geht sie aber nun schon wieder rasch der Genesung entgegen. In ihrem Falle, wie in so vielen anderen unter unsern Schwestern, haben wir

nächst Gott unserem wegen seiner Geschicklichkeit und Treue weithin berühmten Prof. Dr. John B. Deaver viel zu verdanken. An ihre Stelle im Altenheim zu Erie ist zunächst Schw. Mary Cassel gekommen.

Die Karwoche und das I. Osterfest vereinigte unsere Hausgemeinde zu zahlreichen Gottesdiensten, deren Segen hoffentlich nicht ein nur vorübergehender gewesen ist. Unseren Kleinen im Kinderhospital hatten die eben eingekleideten jungen Schwestern das „Nest" gebaut, nämlich einen vollständigen Bauernhof, der etwa die Hälfte des Spielsaals deckte und mit Haustieren, Federvieh und zahlreichen Hasen und bunten Ostereiern versehen war. Um neun Uhr war die Osterfeier, bei welcher die genesenden Kinder ein einfaches, doch schönes Programm unter der Leitung von Schw. Marie Gerndt vortrugen. Es kam mit einer kurzen Ansprache vom Anstaltspastor zum Abschluß. Die Festkollekte unseres Mutterhauses war für das evangelische Kinderheim das von Stanislau, Galizien, sich am 1. September vor den Russen flüchten mußte und nach drei Wochen langer Wanderung endlich im Diakonissen-Mutterhause in Gallneukirchen eine Zufluchtsstätte fand. Näheres darüber bringt diese Nummer des „Diakonissenfreund" an anderer Stelle. Mit noch späteren Beiträgen belief sich die Kollekte, zu der auch die Deutsch-Ungarn unter unseren Angestellten mit besonderer Freude beisteuerten, auf über 122 Dollars. Möchten doch in unserem so reich gesegneten Lande sich auch noch andere Stammes- und Glaubensgenossen zusammentun, um den schwer heimgesuchten in Oesterreich ebenso beizustehen wie denen in Deutschlands Grenzgebieten. Unser Mutterhaus wird mit Freuden Gelder für solche Zwecke kostenfrei weiter befördern und dafür öffentlich quitteren.

Quittung: Mit herzlichstem Dank bescheinigt Unterzeichneter für das Evangelische Kinderheim von Stanislau, jetzt in Gallneukirchen, Oesterreich, im April empfangen zu haben von der Ev.-Luth. St. Michaelis Gemeinde, durch Herrn P. Georg Schuchardt, $100.00; von Schw. N. N. $100.00. Gott segne es und vergelte es!

E. F. Bachmann.

Ein wohl gelungenes, lebensgroßes Oelporträt des vor zwei Jahren entschlafenen Arztes, Dr. Arthur A. Bliß, wurde von seiner Witwe dem Mutterhause am Geburtstage Vater Lankenaus überreicht und vom Verwaltungsrat mit herzlichem Dank entgegen genommen. Herr Dr. Bliß hat mit außerordentlichem Erfolg als Hals-, Nasen- und Ohrenspezialist unserem Kinderhospital seit dessen Eröffnung noch bis zwei Tage vor seinem Ende gedient, aber auch als Vorsitzer unseres „Medical Board" dem Hospital unschätzbare Dienste erwiesen. Seine Stellung zur Diakonie überhaupt war derart, daß es eine Freude war, mit ihm zusammen zu arbeiten. Wir freuen uns, daß sein Bild auch den später Kommenden eine Erinnerung sein wird an einen unserer ersten, tüchtigsten und treuesten Aerzte.